III. Jahr Heft 15

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende V (Wintertage) / Georg Trakl: An den Knaben Elis / Will Scheller: Versuch über Lyrik / Hugo Neugebauer: Pans Klagelied / Josef Georg Oberkofler: Gesichte / Markus Saiko: Das letzte Ziel / Victor Bitterlich: Zwei Sonette / Martina Wied: Romane der Lebensmitte / Karikaturenfolge 63: Max von Esterle: Professor Dr. Johann Loos

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. Mai 1913 Heft 15

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

V. Wintertage.

Der Tag ist trübe. Der Schnee auf Weg und Weiten gibt fahle Helle. Die zackigen Mauerreste von Penede ragen mit zerschlissenen Farben in den grauen Winterhimmel. Ich wandere langsam und trägen Sinnes einem schneefreien Abhang zu. Die Wolken sinken immer tiefer, der Himmel wird immer grauer. Wind weht. Er fegt durch den Eichenstand und schüttelt die starren braungelben Blätterbüschel. Der Abend geht hinter mich her und überholt mich, rückt ins Gezweig und umflort mir bald Wege und Aussicht. Oft raschelt es im erstarrten Laubwerk gleich verlornen Stimmen. Die Höhen sind überall nebelüberkrochen, und weit im Süden fließen See und Himmel in ein Grau zusammen, das sich immer mehr ausbreitet und näher rückt.

*

Die Wintertage sind in mich gekommen. Einstmals, vor Jahren waren es Wintertage des Alleinseins; heute sind es Wintertage des Zusammenseins. Draußen verhängen Wolken und Nebel die Sonne und die Berge, und das trübe Licht des Tages in den Zimmern wird noch mehr getrübt durch Verhangenheiten der Seele. Ein Unwohlsein zermürbt mir beinahe allen Widerstand gegen die Unlust. Ich fühle die Einsamkeit eines Zusammenseins drückender als die Einsamkeit des Alleinseins. Diese schafft sich ein Zusam-

mensein der Empfindung, das ein Licht einläßt, das mit traumhaften Bildern alle Vereinsamung ausfüllt. Jene aber erweckt höchstens Bilder der Vergangenheit und erdrückt deren matten Lichtglanz durch die Gegenwart. Wenn Niemand um einen ist, mag man sich der Vereinsamung oft bis zur Verlassenheit bewußt werden; aber diese Verlassenheit erweist sich vielleicht noch als offenes Tor, das Wege erschließt, die umso weiter in einen hineinführen. Hat man jedoch jemanden um sich, der gegen einen ist, wird einem der Zugang zu diesen Wegen verwehrt. Andauernde gegnerische Empfindungsäußerungen einer nächsten Umgebung erschweren das Sichsammeln und Aufleben des eigenen Innern. So kann man oft nicht mehr genug zu sich selber kommen, in einem Zeitpunkte, da man diesen Ausweg am nötigsten hätte. Das reißt eine Art Bresche in einen, durch die dann Störungen und Widerwärtigkeiten leichter eindringen. Denn erst durch das Vorhandensein einer solchen Bresche werden oft an sich unwesentliche Vorgänge schon zu Störungen und Widerwärtigkeiten.

Der Gedanke scheint mir wie eine Fährte, auf der man aus der eigenen Hilflosigkeit herausgelangen könnte. Wenn ich nur dazu käme, ihn ordentlich zuende zu denken! Aber kaum berührt, entschlüpft er mir wieder. Es ist zu laut und zu unruhig um mich her. Es ist nur die eine Stube, die erwärmt ist und die mich und die Meinen tagsüber beherbergt. Es steht mir auch kein Vorrecht zu, den Raum für mich in Anspruch zu nehmen. So kommt es, daß, wenn ich Ruhe gebiete, ich oft nur noch mehr Unruhe entfache und dem lauten Widerstand der Meinen begegne. Und auch mit begütigender Rede läßt sich nicht immer begütigen. Daraus schöpft dann steigende Unlust mein oft sehr welker Familiensinn. — — —

Draußen scheint es zu schneien. Durch die dicke Luft wirbelt ein unruhiges Gestöber herab und legt weiße Streu auf Hänge und Weiten und mehr gelbliche auf die trüben

Wege. Der ganze Tag ist wie eine Dämmerung, die nicht weichen will. Und der starke Atem des Windes bläst ins Gestöber, daß es oft ganz zerzaust in die Quere schneidet. Ueberhaupt dieser nachhaltige Wind, der das Haus Tag und Nacht beunruhigt! Wie er durchs Dachgebälke saust, wie mir dann Vorwürfe werden, daß ich an solchen Windfang hinbaute! Die Unmasse Holz, die Herd und Ofen verschlucken, und dabei noch die kalte Behausung! Schon wissen auch die Kinder um die Schäden und Mängel des Hauses (um die ich noch immer nicht genug weiß), und die Jahreszeit ist so, daß seine Vorzüge sich nicht sehen lassen. Keine Sonne hilft mir erweisen, daß des Hauses Standort für gewöhnlich voll Sonne ist; daß diese durch die großen Fenster und Balkontüren groß und voll Einlaß findet, und daß draußen kein Haus mehr dem Anschluß an die große Landschaft im Wege steht. Jetzt sieht man das alles nicht; und es ist so, daß man ganz verzagt wird, wenn man hinaus sieht.

Mein kleines Unwohlsein bauscht sich auf und erweckt in mir eine Gereiztheit der Stimmung, die zu zürnen beginnt. Man ist doch Herr im eigenen Heim. Und wenn alles Fürsorgezeigen für die Seinen an Mangel an Entgegenkommen fortwährend scheitert, kann einem auch die Geduld ausgehen. Daß die Kinder schon widerspenstig sind und noch dazu jenes, dem man am meisten zugetan ist: das geht einem nahe genug. Da müßte man doch mit Gewalt Wandel schaffen. *Mit Gewalt!* Die schwer belastende Gesinnung des Wortes bringt mich wieder zur Besinnung. Um meine Mattigkeit und Gereiztheit legen sich neue Kräfte der Seele. Unmut befällt mich über meine Schwäche, und es bricht in mir aus wie Abwehr und Vorsatz: so schwach darfst du nie sein, daß du einem Gewaltbrauchen etwas verdanken mußt! — Ich fühle es wie Befreiung. Ein Aufatmen der Erleichterung folgt. Mattigkeit und Gereiztheit verlieren sich, und bald ist es, als lächle jemand. Wer lächelt? Da weiß ich

auch schon: ich bin's! Aber es ist mir nicht ganz klar, ob ich über mich lache meiner früheren Erregtheit wegen, oder ob es ein Lächeln ist aus einem seltsamen Gefühl heraus, das mich zu nichts mehr in Gegnerschaft bringt. Ruhig sehe ich nun auf Stand und Gang der Dinge. Und überlasse mich mir.

*

In diesen Wintertagen ist mein Familiensinn freier geworden. Vielleicht ist der überhaupt etwas, das zuweilen abfällt wie Laub vom Baum und wieder neu treibt, wenn die Zeit dafür da ist. Die Familie als Institution gehört jedenfalls nicht zum Menschen; der kennt sie nur als Wachstum. Als solches ist einem das Seine auch wirklich das Seine; doch wo es Institution wird, ist es bereits nicht mehr Wachstum und wie vom Stamme abgebrochen. Wer wollte das Seine solcher Art noch als das Seine beanspruchen?

Und jetzt hellt sich mein Erkennen, indem es scheidet: Das Weib ist am Manne Wachstum, die Frau Institution. So wird das Weib vom Wachstum des Mannes abhängig, die Frau aber macht den Mann von der Institution abhängig. Wie sollte jedoch das Tote einer Institution dem Leben eines Wachstums dort gebieten, wo solches Leben genügend vorhanden ist? Und wer genügend Mensch ist, hat genügend solches Leben. So geht hier der Menschensinn wider den sogenannten Familiensinn.

Wieder eine Klärung mehr! Wieder ferner gerückt allem Zwang und aller Gewaltsamkeit! Alles weggeworfen, was nach Gewaltmitteln aussieht! Was mein ist, ist für mich; und was wider mich ist, ist nicht mein. Wer so fühlt, hält nicht, was nicht sein ist; ja er hält auch nicht, was sein ist. Denn daß es sein ist, erweist sich erst so: daß es sich erhält, indem es ihm anhängt.

Hier ersteht mir ein Ausblick: ich schaue, wie wenig eigentlich mein ist — wie sehr vereinsamt man als Mensch

dasteht. Wie man sich aber doch erhält, indem man sich als Menschen anhängt. Wie man dabei eben jenem Unauffindbaren anhängt, das einen wahrhaft erhält und zugleich zutiefst erhellt, wenn man sich nur vertrauend zu ihm hält. Und da kann es kommen: daß Vieles einem noch zu eigen wird, ja daß Fernste einem noch Nächste werden.

*

Der Alltag zu Hause ist trüb und frostig wie das Wetter draußen. Ich habe Zeit darüber nachzudenken, wie alles so gekommen ist. Denn ich muß die Schuld, daß es so gekommen ist, in mir suchen und nicht in Anderen, wenn ich nicht Andere zum Schöpfer meiner Lage machen will. Es mag sein, daß ich solcher Wandlung der Dinge zu meiner Entfaltung bedarf, die will, daß ich meine Daseins-Wege gehe und nicht kleben bleibe an einer Institution, die vielleicht verspricht, das Dasein zu einer gemütlichen und möglichst gut eingerichteten Wohnung zu machen. Der Sinn des Daseins muß auf Mehr stehen als auf gute Einrichtung und Gemütlichkeit. Und ich Institutions-Fremder suche auch im Weibe Dasein und versage so vielleicht vor der Frau, als vor dem instituierten Weibe. Ich trage keinen Ring: mein Begehren bindet mich so heftig an das Weib, an Weiblichkeit und Willigkeit, daß mir der Ring als Symbol völlig unzulänglich ist. Ich gehe auch nicht Arm in Arm mit meinem Weibe zu Markt und Publikum: es widersteht mir, ein Symbol höchster Intimität der Tat in breiter Oeffentlichkeit aufzuführen. Ich gehe sogar nicht gern mit einem Weibe, das mein ist, unter die Vielen; viel lieber einsamste Wege. Und mit einer Frau, die sich mehr als Institution wie als Weib gibt, gehe ich überhaupt nicht gern. So mag man Unterlassung an Unterlassung bis zur Vernachlässigung reihen, ohne daß man sich solcher Vernachlässigung bewußt wird. Eine Frau nun strebt vielleicht danach, es einen entgelten zu lassen. Das wäre nicht schlimm, ja es könnte gerecht

sein. Schlimm wird es erst, wenn eine Frau es einen am Weibe entgelten läßt und dadurch den unschuldigsten Teil an sich selber in Mitleidenschaft zieht, den echtesten und nachwirkendsten Teil an sich selber; denn ihrer Natur nach kann auch die Frau das Weib nicht verleugnen. Wenn daher eine Frau nur zur Entgeltung für Vernachlässigungen dem Manne das Weib vorenthält, straft sie sich selber wahrscheinlich mehr als den Mann, und zu den vielen kleinen Unwilligkeiten käme nun erst ihr großer Unwille, und aus diesem erwüchse erst die große Zwietracht. Eine Zwietracht, die zu beseitigen nicht mehr in der Macht des Mannes liegt, weil der Mann (und zwar je mehr er Mann ist) naturgemäß nach dem Weibe begehrt, das an solcher Frau am schlechtesten wegkommt und das auch in der Folge von der Frau als solcher immer mehr verdrängt wird.

Hier wird die Frau als Institution ersichtliches Gegenstück zum Weibe: dieses erschließt Natur, jene verschließt Natur. Das Weib ist demnach Kultur, die Frau nur Zivilisation, die dort ersteht, wo die Natur eingeht. Und so, wie die Zivilisation dem Menschen nicht gemäß ist, entspricht diesem auch die Frau nicht und wird ihm nie entsprechen. (Die reinen Menschen der Vorzeit — ja die Menschen aller Zeiten — kennen die Frau nicht; sie hatten aber das Weib. Auch wir werden wieder das Weib haben, wenn wir erst wieder Menschen sind!)

Die Frau schafft — wie jede Institution — erst der Intellekt, der als Erschaffer nicht mehr an seinem Platz ist. Daher wohl auch eine Frau selten ihren Platz als Weib ausfüllt. Das Weib wird vom Geschlecht geschaffen, das von Natur zum Erzeugen bestimmt ist. Das Geschlecht beseelt sein Gewordenes, der Intellekt entseelt sein Gemachtes. Darum mag es sein, daß ein Weib abstoßend werden kann, wenn es sich vergißt — die Frau aber gerade durch ein Sichvergessen anziehend wird, weil sie dann erst Weib wird.

Somit bliebe auch unsereinem, der sich Mensch genug dünkt, um das Weib als ein Erschließen der Natur zu empfinden, nichts anderes übrig, als das Weib, dem man zugetan ist, zu warnen, einem Frau zu werden. Und falls einem ein solches Weib bereits Frau geworden ist: daß man diese freigibt. Es brächte vielleicht mit sich, daß in einer solchen Frau auch das Weib wieder frei werden würde. Dann wäre es vielleicht so: daß eine Menschenpflanze wieder ins Treiben und nicht vom Treiben ins Verdorren käme.

*

Ein Hang ist in mir im Wachsen, der mich wieder frei haben will. Umgebung und Erleben mögen ihm Nahrung gegeben haben. Ich bin nun wieder wie ein Suchender nach dem Weibe. Doch so sehr ich ein Weib für mich beanspruchen würde, vor der Nur-Frau versagen mir Gefühl und Anspruch. Ich kann zu ihr kein Verhältnis finden. Dazu kommt noch, daß meine Mittel zuende gehen. Mein Besitz ist nicht mehr mein Besitz, da er hauptsächlich mit den Mitteln der Meinen geschaffen ist, die Meinen aber zu wenig mein sind. Auch verliert man wohl das Anrecht auf eine Frau, wenn man mittellos ist.

So mag es bald wieder so werden, daß ich mich in der Welt nach einem Weibe umsehen kann! Aber wer kennt meine Ansprüche? Ich selber kann sie nur erfühlen. Und ich fühle: ein solches Weib müßte ohne Ansprüche sein. Es besagt vielleicht: es müßten in ihm alle Ansprüche in den Begriff Weib-sein-wollen münden. Eine Frau beansprucht immer Mittel. Das Weib, das mir anhängt, müßte sich auch in Mittellosigkeit fügen und mir so gleichsam aus Steinen Brot machen helfen. Es besagt vielleicht: seine Willigkeit müßte meinen Willen soweit bewegen, daß er dem Leben das Lebensnötige abringt. Welche Weiblichkeit möchte hier mittun? Jedenfalls vergeht wohl allem Frauenmäßigen die Lust, hier mitzutun. Aber dem Weibe? Ich

Erfahrener und dabei nur umsomehr Unwissender scheue mich noch immer nicht, vom Weibe mehr wissen zu wollen, und hieße es nur: mehr wissen zu wollen von meinem Unwissen.

*

Fast ist es heller geworden draußen. Fast ist der Wind schon weniger frostig. Fast scheint der Himmel durch die sich teilenden Wolken den Glanz des Frühlings ahnen zu lassen. — Oder ist es nur in mir heller geworden, weil ich winterliche Empfindsamkeiten abgelegt habe? Weil ich abgelegt habe, was diese Empfindsamkeiten und Betrachtungen in mir hervorrief? — Auch das brächte mich näher dem Frühling.

An den Knaben Elis / von Georg Trakl

Elis, wenn die Amsel im schwarzen Wald ruft,
dieses ist dein Untergang.
Deine Lippen trinken die Kühle des blauen Felsenquells.

Laß, wenn deine Stirne leise blutet
uralte Legenden
und dunkle Deutung des Vogelflugs.

Du aber gehst mit weichen Schritten in die Nacht,
die voll purpurner Trauben hängt
und du regst die Arme schöner im Blau.

Ein Dornenbusch tönt,
wo deine mondenen Augen sind.
O, wie lange bist, Elis, du verstorben.

Dein Leib ist eine Hyazinthe,
in die ein Mönch die wächsernen Finger taucht.
Eine schwarze Höhle ist unser Schweigen,

daraus bisweilen ein sanftes Tier tritt
und langsam die schweren Lider senkt.
Auf deine Schläfen tropft schwarzer Tau,

das letzte Gold verfallener Sterne.

Versuch über Lyrik / von Will Scheller

Das Gedicht, wie es dem Lesenden sich darbietet, hat den Grund seiner Wirkung zunächst in seinem Charakter als sprachliches Kunstwerk, indem es durch die besondere Stellung der Worte und die hiedurch hervorgerufene Aufmerksamkeit in dem Lesenden bestimmte geistige Funktionen verursacht, die sich in ihrer Natur und ihrem Grade nach den eigentümlichsten Eigenschaften des Gedichtes richten und dessen, der es aufnimmt. Diese Funktionen sind zusammengefaßt in dem Begriff der ästhetischen Kontemplation, der, in Breite ausgeführt, sagen will, daß der Aufnehmende sich in einem von gewöhnlichen Situationen durchaus geschiedenen Zustande befindet, nämlich in einer inneren Konzentration, die durch ihr Getrenntsein vom Zufälligen den Anspruch hat, allgemein genannt zu werden. Diese Benennung kommt ihr zu, weil sie in ihrer Art das Persönliche zurückdrängt und den, der sie erlebt, so erfüllt, daß er eine gewisse versöhnende Einswerdung mit Allem, was ihn umgibt, empfindet, ein Gefühl des Friedens, der Abgerücktheit von jenem lauten Lärm, aus dem zu flüchten eine heimliche Sehnsucht ihn immer begleitete.

Es ist hier selbstverständlich nur von reiner Lyrik die Rede, denn die mannigfachen, außerhalb ihrer eigentlichen Art-Motive liegenden Gebilde von Reim und Rhythmus können nicht in Betracht kommen, wenn es sich um eine primäre Frage handelt. Die nämlich sind in ihrem ganzen Wesen sekundär, indem sie entweder anderen Beweggründen als dem der Kunst entspringen oder zu nahe an jener Grenze sind, wo das anfängt, was Gelegenheitsdichtung, besser: Dilettantismus genannt wird und die Idee der Kunst eher profaniert als manifestiert. Es handelt sich hier nur um solche Bildungen in Worten, die den unverrückbaren Gesetzen des künstlerischen Schaffens ebensosehr entsprechen wie

sie das rein menschliche Gefühl in Anspruch zu nehmen geeignet sind.

Es wurde gesagt, daß die Wirkung des Gedichtes zunächst darauf beruhe, daß es als sprachliches Kunstwerk bestimmte Funktionen des Geistes verursache. Diese Wirkung ist die bemerkbarste deshalb, weil sie sich vermittelst zweier Hauptorgane der menschlichen Physis vollzieht, auf Wegen, deren Verlauf jedem bekannt ist und deren Verrichtung jeder überprüfen kann. Ein einigermaßen befähigter Mensch wird nach genauerer Beobachtung anzugeben vermögen, inwiefern ein Gedicht Wirkung auf ihn hat, welche Empfindungen die Klänge und welche Anknüpfungen die Bedeutung der Sätze, des sogenannten Sinnes in ihm erwecken. Aber er wird nach einigem Ueberlegen noch hinzufügen, daß damit noch nicht Alles gesagt sei, daß eine Art von Rest bleibe, dessen Eigentümlichkeiten er nur vage andeuten könne, weil sie ihm absonderlich und fremd vorkämen. Er wird eine Definition davon vielleicht folgendermaßen versuchen, er wird sagen: es bleibt von dem, was das Gedicht in mir lebendig machte, etwas übrig, das in die mir bekannten Begriffe nicht hineingeht und trotzdem auf den Geist einwirkt, dies sogar mit unverkennbarer Kraft tut. Es scheint dasjenige zu sein, weswegen Kinder zuweilen ohne Grund traurig werden, wie man sagt, oder weswegen Gereifte manchmal inmitten einer beliebigen Situation einen Schauer des Entzückens oder der Angst empfinden, den sie sich nicht erklären können und der sie über sich selbst befremdet. Es scheint eine Kraft zu sein, die außerhalb der Dinge lebt oder doch nur zum Teil in ihnen, und in dem Gedicht mag sie sich besonders verlautbart haben.

Diese undisziplinierten Formulierungen meinen mit dem Ausdruck Rest denjenigen Wirkungsteil des sprachlichen Kunstwerkes, der vom innersten Kreise des Gestalteten ausgeht, von seinen ursprünglichsten und tiefsten Bedingun-

gen. Das Gedicht hat sozusagen ein Herz, das dem Ganzen Leben gibt, und das Pochen dieses Herzens vernehmen heißt den Urgrund des Gedichtes spüren. Es entsteht nun die Frage danach, was für ein Wesen dieser Urgrund des Gedichtes habe. Die Antwort weist auf die Motive der künstlerischen Produktion zurück und lautet: der innerste Gehalt des Gedichtes ist metaphysisch und resultiert aus dem Weltgefühl dessen, der es gemacht hat.

Um diesen Satz zu verdeutlichen, bedarf es einer kurzen Meditation über das Schaffen des Dichters im Allgemeinen und über die Berufung des Lyrikers und das Ziel seiner Kunst im Besonderen. Die eigenartige Stellung des Dichters unter den Menschen hat ihre Ursache darin, daß er von jenen durch seine charakteristischen Eigenschaften und Fähigkeiten für immer getrennt ist und in tiefer Einsamkeit lebt. Er ist dazu berufen, menschliches Fühlen gesteigert zu empfinden und, indem er zufolge dieser inneren Leidenschaftlichkeit zur Aussprache hingedrängt wird, kraft des ihm zum Teil angeborenen, zum Teil in langer Arbeit ausgebildeten Kunstbewußtseins das Erlebte in strenger Absicht auf das Bezeichnende, das Typische sichtbar und endgültig hinauszustellen. Damit Kunstwerke entstehen, leiden die Künstler, und Kunstwerke entstehen, damit die Menschen von der ersten und noch unfaßlichen Idee des Daseins einen leichten Hauch ahnen sollen. Dieser Zweck des Kunstgebildes, Ahnung zu erwecken, wird nachher in eine nähere Beleuchtung rücken. Jetzt muß erst noch eine besondere Kunstart und ihr Ziel betrachtet werden: die lyrische Dichtung. Sie vermittelt zunächst den Zustand eines Einzelnen unter den Gesichtspunkten allgemeiner Geltung. Dies tut sie aber durch ihr besonders eigene Wirkungsmomente, die mit einem Hauptbegriff, dem der zugleich aktiven wie passiven Ruhe, zu umschreiben sind. Lyrik vermittelt im Gegensatz zum Roman und zum Drama nicht ein Geschehen, sondern einen

Zustand, der zwar immer Teil eines Geschehens ist, aber nicht den Charakter der Entwicklung hat. Lyrik verursacht also in der Dichtung die rein ästhetische Kontemplation im höchsten Maße, indem sie aller wesentlich nicht bedingten Ornamentik, der die beiden anderen Sprachkünste zu bedürfen nicht umhin können, in ihren vornehmsten Aeußerungen ledig ist. Sie bringt das Wesen des Menschen, als in welchem Geist und Empfindung eines sind, durch den Prozeß des künstlerischen Genießens auf eine solche Höhe des Gelöstseins vom Persönlichen, daß ihn, den Genießenden, Gefühle besitzen, deren Kraft ihn über alle irdischen Bedingtheiten zu erheben scheint. Allerdings ist dieser schöne Schein nur von kurzer Dauer, aber es bleibt etwas zurück, eine Erinnerung, das Gedenken, etwas geahnt zu haben, was hinter den alltäglichen Dingen der Welt einen höheren Sinn vermuten läßt. Diese Ahnung ist nicht allein durch den Klang und die Bedeutung der Worte entstanden, sondern vornehmlich durch die Kraft, welche in der dunklen Tiefe des Gedichtes wohnt und als solche allerdings die Worte so gestellt hat, wie sie stehen. Aber was diese Kraft ist, das entzieht sich der konkreten Fixierung, ihr Wesen hat einen durchaus metaphysischen Charakter. Unfaßlich, metaphysisch ist das Herz des Gedichtes, und ihm nahe zu kommen ist nur möglich, indem auf seinen Ursprung zurückgeblickt wird, auf das „Herz" des Dichters.

Es gibt verpönte unter den Formungen der Sprache; zu diesen gehört das Wort: Inspiration. Aber kein Wort kann, wenn es jemals eine Wahrheit umschlossen hat, ganz verlieren, was es zu seiner Bedeutung erhob, und so gibt es Gelegenheiten, bei denen es in seinem Rechte fest bestehen kann. Ein solcher Fall liegt hier vor. Die Geschichte der Völker lehrt, daß die Dichter immer, sei es nun öffentlich oder geheim, zu denen gezählt wurden, die außerhalb gewöhnlicher Bedingungen stehen, und ihr Platz war oft

bei den „Besessenen", zu welchen auch die Seher gehörten. Sogar wurde der Begriff des Dichters mit dem des Sehers als des typisch Inspirierten zeitweise identisch, und es ist dieser gedankliche Prozeß auf die physische Grundlage zurückzuführen, daß der Dichter tatsächlich Dinge sieht, die andre so nicht sehen. Er hat Gesichte, Visionen, Träume — Liebhaber des Unbewußten würden sagen: transzendentale Eingebungen — und was ihn von den Besessenen ebenso scharf sondert wie von den „Normalen", ist die Fähigkeit, jene Gesichte, Visionen, Träume festzuhalten und in eine formhafte Existenz umzubilden. Ist er Lyriker, so ist ihm der Zustand der Gefühlsextase in jeder Gestalt sein Schicksal, und indem er die Macht des „dunklen Werkmeisters in seiner Brust, des Blutes" mit aller Intensität des Bewußtseins vom Leben empfindet, sitzt er an der Quelle eben des Lebens und horcht auf dieses Rauschen, aus dem größere Dinge zu vernehmen sind als aus manchem aktiveren Vorgang. Er ist dem, was noch unfaßlich zu nennen bleibt, am nächsten, seine Stirn streift der Mantel des Uebersinnlichen. Er spürt deutlicher als die anderen das Verhüllte, und ob er es gleich nicht sieht, so vermag er doch das Empfinden davon, sein Weltgefühl, zu fixieren und in der Form der Kunst glühend zu offenbaren. Das Ziel der Lyrik ist also Offenbarung eines persönlichen Weltgefühls zum Zweck einer allgemeinen Ahnung des „Unfaßlichen". Da aber demnach das Fühlen des Dichters ein Vorgang ist, das Uebertreten einer Kraft von einer Daseinsart in eine andere, so ist zu sagen, um das Wesen des Lyrikers zu kennzeichnen, daß die Metaphysik ihren Hauch auf dem Wege des gesteigert empfundenen menschlichen Erlebnisses in den Dichter hineinströmt und vermittelst des Prozesses der Produktion in das Kunstwerk selbst, also in das Gedicht. Das Herz, der Kern des Gedichtes ist demnach reine Metaphysik. Das Unfaßliche will, vorläufig wenigstens noch, geahnt, empfun-

den werden und bedient sich dazu eines bestimmten Individuums, welches alsdann gezeichnet ist und einen peinlichen Kampf austrägt, die erhöhten Forderungen seines „Berufs" mit den weniger hohen Bedingungen seiner Existenz in einen einigermaßen erträglichen Konnex zu bringen.

Woran der metaphysische Gehalt eines Gedichtes zu erkennen sei, läßt sich nicht geradezu formulieren, denn diese Feststellung hängt in einem hohen Grade von den Fähigkeiten dessen ab, der das Gedicht aufnimmt. Normen vermag nur der in Forschung und vieler Uebung Ausgebildete aufzustellen, aber es ist sehr zu bezweifeln, ob aus den Ergebnissen ein wirklicher Nutzen für den naiv Genießenden erwächst. Ein begreifliches Beispiel der Wahrnehmung metaphysischer Gehalte an einem lyrischen Kunstwerk ist wohl dieses. Die besondere Idee eines bestimmten Gedichtes liegt darin, daß der Zauber einer Landschaft vermittelt werden soll und zwar in einer genau begrenzten Stimmung, der des frühen Morgens. Nun ist vorauszusetzen, daß dem, der das Gedicht genießen will, die Bedeutung der äußeren Umstände bekannt ist. Er geht also, da er vor hat, die ästhetische Kontemplation in sich zur größtmöglichen Entfaltung zu bringen, früh hinaus, dorthin, wo er vor Störung sicher ist, und wenn er glaubt, hinreichend gesammelt zu sein, um den Versuch wagen zu können, liest er das Gedicht laut und in der Weise, wie es gelesen werden will. Hat er die metaphysische Beseelung und ist der Genießende in einer entsprechenden Verfassung, die er übrigens mit einigem Bemühen selbst herbeiführen kann, wenn er die Anlagen, ein sprachliches Kunstwerk zu genießen, überhaupt hat, so wird er in einen Zustand kommen, der etwa so zu schildern ist: zunächst verschwinden die ordinären Bedingungen seines persönlichen Daseins vollkommen aus seinem Bewußtsein und im gleichen Maße wächst das Gefühl, auf der Welt als auf einem kosmischen Gebilde zu wandeln, und wenn diese beiden Emp-

findungsprozesse ihre Höhen erreicht haben, werden sie sich in einem Ruhepunkt von unbestimmter Dauer vereinigen, und der Mensch wird sich eins fühlen mit der Landschaft, in welcher er sich befindet, er wird einen bedeutenderen Rythmus in sich zu fühlen glauben als jemals vorher, und dieses Gefühl wird so stark in ihm sein, daß er nicht mit einem plötzlichen Erschrecken erwacht, sondern langsam der Farben der sogenannten Wirklichkeit wieder gewahr wird und den wahrhaft heiligen Schauer des genossenen Augenblicks noch lange in sich spürt. Dieses Erlebnis kann mit tatsächlichen Beispielen aus der deutschen Lyrik belegt werden, es wird dies aber hier unterlassen aus dem begreiflichen Grunde, weil nämlich die Fähigkeiten und Eigenschaften der Menschen zu verschieden sind, als daß man es wagen könnte, von Vielen oder auch nur von Einzelnen anzunehmen, was man von sich selber weiß.

Die Intensität und die aus ihr folgende Wirkungsdauer jener Kraft, die in dem einzelnen Gedicht ihr Wesen hat, die Breite und Tiefe des Weltgefühls, aus dem sie kommt, die Nähe an dem Wohnsitz der Metaphysik bleibt immer davon abhängig, welcher Art der Dichter ist, gibt also geradezu Zeugnis für die Größe, die innere Macht des Schaffenden. Diese Größe und innere Macht ist gelegen in der Ausdehnung, welche das allgemeine Bewußtsein der Existenz und seine Teilbewußtheiten über das produzierende Individuum haben, das heißt, ist unlöslich gebunden an Zahl, Art und Lebensfähigkeit der Beziehungen, welche zwischen dem Dichter und der gesamten Außenwelt jeder Dimension irgendwie bestehen. Je mehr Gewalt das Gefühl der kosmischen Bedingtheit über sein persönliches Dasein hat, um so bedeutender, weil universaler empfangen, ist naturgemäß das Werk, das er hervorbringt. Ihm wird in jungen Jahren klar, welche Möglichkeiten vor ihm liegen, und wie er seine Entscheidung trifft, so fällt sein Schatten. Hat er die hohe

menschliche Fähigkeit, in Zucht und Haltung sein Wesen zu vervollkommnen unter denjenigen Gesichtspunkten, von denen er weiß, daß sie die rechten sind, vertieft er sein Erleben selbst auf die Gefahr hin, darunter zu zerbrechen, so erreicht sein Werk die Höhe klassischer Geltung und überdauert, wenn anders die Umstände es zulassen, die Zeiten. Ist er aber nicht fähig solcher Selbsterziehung und wandelt er bequeme Pfade, so wird er vielleicht, physische Berufung immer vorausgesetzt, früh das werden, was man „berühmt" nennt, aber die Zeit, die einzig zuständige Richterin allgemein geltender Daseinsbildungen, wird seine innere Wertlosigkeit enthüllen und seinen Namen der Vergängnis anheimgeben, weil er in eitler Selbstliebe sich dem verschloß, was doch bereit war, ihm von großen Dingen zuzuflüstern. Die Größe des Dichters zeigt sich aber, wie angedeutet, nur dem, der selber die Fähigkeit hat, das Große zu begreifen, und das sind immer nur die Einzelnen, aber die Dichter hoffen ja immer, daß diese Einzelnen eine große Masse ausmachen, welche Möglichkeit man bei allem Pessimismus doch nicht zu bestreiten vermag. Die Größe des lyrischen Dichters zu erkennen ist davon abhängig, ob die Fähigkeiten vorliegen zur Empfindung des Metaphysischen, denn die eigentliche Bestimmung des lyrischen Dichters ist nicht, wie irrtümlich oft angenommen wird, bekannte Empfindungen neu auszusprechen, sondern dem zu lauschen, was die Begriffe des Wissens und die aus ihnen zusammengesetzten Formulierungen nicht mehr oder noch nicht umfassen. Dasjenige, was im tiefsten Innern der Dinge ebenso lebhaft vorhanden ist wie außerhalb ihrer formalen Existenz, das „Uebersinnliche", welches die letzten Gründe des Daseins verhüllt; nur mehr gefühlsmäßig wahrnehmbare Schwingungen sind es, die der Lyriker innerhalb seiner Produktion zu verwerten hat. Er spürt, wie der Rhythmus der Welt, das Metaphysische, für einen Augenblick den Lauf seines Blutes verwan-

delt, und diesen Augenblick im Werk zu bannen, ist seine Berufung. Die besten Gedichte sind immer die, die sich nicht ganz erklären lassen.

Pans Klagelied / von Hugo Neugebauer

O der schmerzlichen Erfahrung,
wie das Leben mich mißhandelt,
wenn es Herzens dunkle Nahrung
in des Geistes Licht verwandelt!

Was ich aus der Wurzel sauge,
wachsend dank des Triebes Blindheit,
wird zum Blick im Wipfelauge,
und im Blick erlischt die Kindheit.

Möchte mich vom Haupte trennen,
um ins Herz mich zu versenken,
doch im Herzen muß ich brennen
und im Geist den Tod erdenken:

zu des Hauptes klarer Kühle,
die mich weltenweit durchschauert,
bäumt des Herzens Glutgefühle
Leben, das der Tod umlauert,

Tod, der Licht von Glut verscheidet,
daß zu Brunst die Glut erblindet
und das Herz, das Hölle leidet,
nimmermehr den Himmel findet!

Gesichte / von Josef Georg Oberkofler

Die Verwirrung

Ich sah den Gott vor Menschen sich entkleiden,
Gebeine fallen ins verweste Tal,
Altar und Herd voll unerhörter Qual
und eine Jungfrau seine Scham erleiden.

Und dieser sank beim dunklen Abendmahl,
von Nacht bedrängt, in Wein und Brot zu scheiden:
Da schrieen Hirten auf zerstörten Weiden
und Nacken beugten sich dem harten Stahl . . .

Bejochte tasten an verstürmten Mauern
nach toten Brunnen unter Dornensärgen
und krümmen sich in steilen Hagelschauern.

Und Blinde schreien nach vermummten Fergen,
die an den Küsten ihres Lebens lauern . . .
Um ihre Seelen würfeln rote Schergen.

Die Dürstenden

Und viele kommen mit zerbrochnen Krügen,
von heißen Wüsten sind die Lippen wund:
In dunkle Wasser werfen sie den Mund,
und Schutt und Aussatz bricht von ihren Zügen.

Entkleidet sinken sie in Meeres Grund . . .
Gefüllte Eimer sind emporgestiegen —
Geschlechter ruhen in den Wellenwiegen
und Ströme münden in ihr Augenrund.

Vermählte Leiber wachsen mit der Flut,
schon schatten Inseln ihre Stirnenbogen,
und Felsen wurzeln in ihr Fleisch und Blut.

An ihren Mund ist alles Land gezogen . . .
Lichtgiere Nacht umklammert ihre Glut.
Der Tiefe Antlitz wölbt sich in die Wogen.

Das letzte Ziel / von Markus Saiko

Plötzlich bemerkte er, daß die Zeitung in seiner Hand zitterte. Ganz deutlich: auf ab, auf ab. Er konnte gar nicht so schnell mitdenken. „Wovon kommt das nur?", wunderte er sich halblaut. Er erschrak leicht, legte das Blatt weg und streckte die Hand mit aller Macht gerade. Sie zitterte. Er betrachtete sie eine Weile gedankenvoll und machte sich dann zögernd an die „Amtsernennungen". Seine Augen, grau verwässert und winzig, waren hinter den Kreisen der runden Brille wie Treffpunkte einer Scheibe.

Es roch nach Kohle und verbranntem Papier. Trotz des geschlossenen Fensters spürte man draußen Nebel, Feuchtigkeit, faules Laub. Elende Spätsonne legte sich dünn über den gescheuerten Fußboden wie ein blasser Läufer. Die Bratäpfel Linckes lagen schon auf dem eisernen Ofen und dufteten.

Aus der entgegengesetzten Ecke kam hinter einem verstaubten Wall heiser und schmerzlich ein tiefes Grunzen oder Brummen, daß von den Akten eine dichte Wolke losriß. Aus einem gelben finnigen Gesicht lauerten zwei tückische Augen herüber . . .

Schneider las und überlegte. Warum zitterte ihm die Hand? Es war doch nicht das Alter; nur ein Zufall. Er beruhigte sich unaufhörlich: Jetzt bin ich ja noch nicht alt . . . „Lächerlich", sagte er ganz laut. Ueberhaupt trat die Gewohnheit mit sich selbst zu sprechen, bei ihm immer mehr zutage. Mühsam zwang er sich zur Konzentrierung, da fuhr er mit einem Ruck in die Höhe. Sein Gesicht bebte. Die Augen bohrten voll gieriger Eindringlichkeit an dem Blatt. Ein Wunder hatte aus diesen trüben Tümpeln helle Funken gefischt. Er trat zum Fenster. „Ah!" Es klang kurz und selbstbewußt. Während er sich

in die Höhe reckte, zog er die Manschetten vor die schmutzigen Schreibärmel. Sein Blick war schon wieder unbeteiligt und stumpf wie ein Glas, über das der Regen läuft.

Der andere drüben schoß auf und wedelte heran wie ein Köter. Sein Bart war grau und struppig.

„Ich gratuliere herzlich zur wohlverdienten Beförderung", er betonte „wohlverdient" und verbeugte sich tief, „Herr Oberkanzlist!", sagte er mit grenzenlos freundlicher Stimme.

Der Händedruck war kräftig und aufrichtig, und der neue Oberkanzlist erholte sich allmählich: „Sie wußten —?"

Der andere wies auf das zerknüllte Blatt auf dem Tische. Seine Stimme zerschmolz in Süßigkeit.

„Natürlich, der Herr Rat hat mir den Brief vor zwei Tagen übergeben. Ich wollte die Ueberraschung aufsparen. So ist sie größer . . . und die Freude . . ." Der Kanzlist krümmte sich. Sein Gesicht zerschliß in tiefe Längsfalten. Wut oder Freundschaft. Er streckte nochmals die Hand hin. Doch der neue Vorgesetzte blickte angelegentlich auf die Wand und ordnete an:

„Schaffen Sie mir sofort — —"

„Der Herr Rat befiehlt, daß Sie sich um drei vorstellen," verdarb ihm der Kanzlist das Vergnügen.

Es war gleich drei und der Herr Oberkanzlist fluchte. Am Waschtisch verkündete er, daß es anders werden müsse.

„Lincke, schaffen Sie mir sofort die Bratäpfel weg! Es ist nicht zum Aushalten —". Und als er eilfertig verschwand, übersah er den Gruß des Untergebenen.

Die ganze Tragweite der Veränderung ging Schneider erst auf, als der Herr Rat ihm eröffnete: „— — damit ist also eine Gehaltserhöhung von 20 Kronen im Monat verbunden."

„Wie er das gesagt hat" — dachte Schneider auf dem Heimweg — „so . . so . . nonchalant. Ja, nonchalant ist das Richtige." Und er lächelte glücklich.

Vor einem Restaurant in der Vorstadt hielt er an. Schließlich konnte er sich heute erlauben, zum Nachtmahl zu spät zu kommen. Aber der Stammtisch war noch leer. Nicht einmal der Wirt war da. So entschloß er sich zögernd, dem Kellner die vertrauliche Mitteilung zu machen.

Auf der Straße umfingen ihn die Dinge, ohne daß sie ihm bewußt wurden. Wagen, Menschen, Tiere, Geräusche — ein verworrener Knäuel von Lärm, Licht, Bewegung, Schatten. Er aber lächelte glücklich und verloren. In einer Tiefe, in die auch die spätesten Erinnerungen nur selten tasteten, brach ein Tor auf zu dumpfen und dürftigen Bildern. Da war das graue Zinshaus; die Fassade ganz steingewordene Trostlosigkeit. Der Gang, der in den Keller führte, rauschte stets in verhaltenen Tönen einer lauten Umgebung. In seiner engen Dunkelheit platzte die surrende Gasflamme, die mit weißer Helligkeit die Augen zerstach. Dann glomm in der vagen Verschwommenheit spärlich die Souterrainstube mit den immer feuchten Wänden. Ganz deutlich sah er den Holztisch, der von Jahr zu Jahr wackliger wurde. Und die Gesichter im Dunst des Herdes mit gelblichen Mienen. Allmählich waren sie ein volles Dutzend geworden. Weite Mäuler, die in allzu weite Mägen führten. Zum Greifen nah stand der Vater vor ihm, den sie nur abends sahen und manchmal am Morgen eine knappe Zeit, wie er kummervoll, schweigend und hastig das Frühstück verschlang. Die Mutter ging mit groteskem, jämmerlichem Gange zwischen Tisch und Ofen hin und her: vornübergebeugt mit steifen Hüften, gelähmt von der Mühsal des Gebärens und der Arbeit.

Er ertappte sich, daß er heute fast mit Behagen an seine Kindheit dachte. Denn eine tiefe Kerbe war gezogen zwischen ihm und dieser. Zwischen ihm und der ganzen Welt. Die hatte ihre Geschäfte; doch er konnte zu Herrn Cohn (der den ganzen ersten Stock bewohnte), wenn er ihn mor-

gens ein Stück begleitete, an der Straßenecke sagen: „Sie gehen jetzt in's Geschäft und ich muß in mein Ministerium". Und Herr Cohn (der den ganzen ersten Stock bewohnte) zog den Hut unwillkürlich tiefer.

Schneider empfand sich deutlich und einwandfrei zu einer Macht gehörig, die das Fluidum ihrer Besonderheit über weite Bereiche strömte. Die Wurzel und die dünnen Fasern seines schlichten Seins, das bei anderen voll komplizierter Unsicherheit in qualvollen Kämpfen über aufregende Hemmnisse hinweg oft nur schmalen Boden faßte, waren bei ihm ganz eingespannt in den geistigen und gefühlsmäßigen Kreis seines Standes. — Ging dort nicht der Herr Hofrat? Schneider zog den Hut: devot, vertraulich. Er zwinkerte sogar ein wenig mit den Augen. Denn er trug dieselbe grüne Amtsjacke. Zwar fehlte der glitzernde Kragen und sie war zerschlissen; der Buckel glänzte wie eine mäßig trübe Sonne. Und er kopierte die Akten, darunter jener den Namen schnörkelte. Aber eine breite Zusammengehörigkeit leimte unsichtbar alle Klüfte.

Er ärgerte sich, daß seine Karriere nun erfüllt war. Nein, nicht erfüllt, hihihi — das Beste kommt noch. Er kicherte wieder. Er trug das Geheimnis eines Wunsches, der vor der Erfüllung stand. Jetzt! Er atmete erregt, ruckweise. Man ist kein Arbeitstier, hat Ziele, Ehrgeiz. Man wollte empor; o man wollte . . . Unwillkürlich streckte er sich und schritt weiter aus. Die Stiege kam ihm heute gar nicht so hoch vor. Nun war seine Laufbahn vollendet: er blieb stehen und lachte auf, aber vielleicht stieg einer doch höher empor. Ganz hoch sogar . . . Er zitterte bei dem Gedanken. Einer, der genau seinen Namen trug! hihi . . .

Am Fenster des engen Korridors wartete seine Frau. Sie war dick, blond, unsentimental, mit brutalen Hüften und groben Bewegungen. Sie erkannte ihn und verschwand in der laut zugeknallten Tür.

Er setzte sich wortlos und demütig an den Tisch. Aus der Küche kam der energische Lärm ihrer Hantierung. Er fühlte schmerzhaft noch ihren bösen Blick. Wie zwei Nadeln, die sein Bewußtsein zerstachen ... unablässig, lautlos. Wenn sie nur spräche, über ihn herfallen würde ... Es kam ihm merkwürdig vor, daß er die frohe und sichere Gehobenheit hatte so rasch verlieren können. Da erinnerte er sich und sein Mut wuchs. Die Nadeln stachen schwächer. Natürlich würde sie sofort versöhnt sein, wenn er ihr sagte —

In der Tat schrak sie freudig zusammen. Ihre Augen flossen in Gutmütigkeit über. Sie setzte sich mit an den runden Tisch. Sie redeten allerlei Frohes. Ein stilles glänzendes Glück kam mit dem blassen Abend in die Stube. Er sah lange auf die Wiege Alfreds, die zwischen den Betten stand. Er grübelte: Das Zimmer wird zu klein, wenn wir die Betten von der Wand rücken und zusammen stellen ... Aber es ist notwendig. Seine Frau fing den Blick auf.

„Heute sind es genau elf Jahre und sieben Monate", sagte sie mit weinerlicher Stimme.

Er dachte daran, wie froh sie damals waren, daß das Kind tot war. Er senkte traurig und schuldvoll den Kopf. Das Essen schmeckte plötzlich nicht. Seltsam, heute. „Der kleine Gehalt, die Pflichten, und die Repräsentation", sagte er laut zur Frau hinüber.

„Ja, man muß doch leben", verstand sie ihn.

Auf dem Tisch lag ein Photographiealbum. Er betrachtete lange das Bild Alfreds. Ein dicker weißer Zapfen, in Betten eingeschnürt. Aber Augen, Augen. „Er wäre jetzt reif fürs Gymnasium", sagte die Frau nachdenklich.

Der Kopf des Mannes sank schuldvoller vornüber. Denn Alfred hätte selbstverständlich das Gymnasium besucht. Selbstverständlich wäre er der tüchtigste. Man ersah es klar

daraus, daß er am raschesten vorwärts kam. Wußte man, wie weit? Vielleicht . . . Es gibt doch so allerlei Fälle im Leben. Sie saßen schweigend da. Wenn Alfred noch lebte! Er wäre jetzt keine Last. Der Gehalt ist größer, und die Ersparnisse . . . Wofür hat man gespart? Es war unbewußt und dunkel die leise, erfüllungssichere Hoffnung auf einen neuen Alfred . . . Wer sollte den schlauen Plan, den er sich auf dem Heimweg erdacht hatte, ausführen? Man brauchte Alfred! — Schneider tat einen tiefen Zug und schielte lächelnd zur Frau hinüber. Der Gedanke erschreckte ihn nicht, durchaus nicht. Im Gegenteil; er machte ihn froh und aufgeräumt.

In dieser Nacht kam er spät heim. Er versuchte im ächzendsten Bariton ein Lied und als die Frau erwachte, faßte er sie an den Schultern und schrie ihr ins Gesicht: „Agnes, hehe, hörst du, morgen rücken wir die Betten zusammen — morgen!“

*

Die Tage entstiegen dem grauen Himmel, breiteten ihre grauen Stunden in lässiger Eintönigkeit hin und versanken in dem grauen Himmel. Die Nebel hingen an den schwarzen Aesten wie Leichengewänder. — Doch war dieser Herbst anders als alle übrigen. Das Gesicht des Oberkanzlisten Schneider leuchtete manchmal auf, als sei alles dürftige Licht dieser dunstvollen Tage in seine engen Augen gefangen. Niemand hätte das in den rund überglasten, von schwarz-weißem Gestrüpp umstandenen, schmutzigen Tümpeln vermutet. In seiner Seele quirlte eine peinvolle Unruhe. Sie pumpte den Kopf so voll Blut, daß er brannte. Manchmal schoß sie heiß in die Augen. Er ging jetzt gerader, steif sogar. Sein verknittertes Gesicht hatte immer den fernen Ausdruck eines Menschen, der über etwas sinnt, das ihn mit jauchzender Unruhe und qualvollem Glück erfüllt. Er war immer rasiert und sein Anzug sauber ge-

bürstet. Die Kollegen schrieben das dem neuen Range zu. Aber seine Bewegungen waren hastig, voll nervöser Zerfahrenheit und ängstlich. Schon zweimal mußte ihm ein Akt zurückgestellt werden. So nahm man höheren Ortes von seinem geänderten Benehmen Kenntnis. Manchmal hielt die emsig hingleitende Feder mit einem Ruck an, verweilte in starrer, krampfiger Stellung . . . minutenlang. Bis ein plötzliches Besinnen in seine Haltung zuckte, und die Feder losstürmen wollte. Aber die Tinte war vertrocknet und zeichenlos kratzte der Stahl das Papier.

Der Amtsvorstand nahm in einer vertraulichen Stunde Lincke vor. „Hm . . . Schneider wird immer unverlässiger. Ich glaube, daß es nicht vorübergehend ist".

Lincke, der seine Bratäpfel seit dem Verbote roh aß, zweifelte, ob er das Stück, an dem er gerade kaute, verschlucken sollte. Plötzlich entschloß er sich und spuckte es ins Taschentuch. Er versicherte voll Mitleid, die Zerstreutheit seines Vorgesetzten sei grenzenlos.

„Ich habe doppelte Arbeit. Gegen früher . . ." Er schwieg bedeutungsvoll. „Ja das Alter", machte er dann lauernd.

Der Amtsvorstand sagte: „Ich werde sorgen, daß Schneider zu Neujahr um die Ecke geht".

Seit diesem Gespräch bemühte sich Lincke um die Freundschaft seines Vorgesetzten. Er spielte so gut, daß Schneider sich in eine Unterhaltung einließ. Meist am Stammtisch. Schneider sprach von Kindern. Er fiel den andern schon auf.

„Und, meine Herren, was wäre das für ein Leben: ohne Kinder", spielte er seinen höchsten Trumpf.

„Ja, was wäre das für ein Leben, ohne Kinder!", seufzte Lincke, der ihrer ein halbes Dutzend hatte.

Einer klopfte Schneider intim auf die Schulter.

„Hehe, Du sprichst ja von nichts anderem. Heißt wohl, daß bei Deiner Frau — hehehe".

Alle brachen laut los. Und alle wehrten den Verdacht ab.

„In diesen Jahren — und überhaupt, Schneider . . . . . ausgeschlossen", konstatierte der Amtsvorstand selber.

Schneider sprang auf. Er war jetzt so nervös. Aber er besann sich. „Nicht ausgeschlossen, meine Herren, durchaus nicht! Im Gegenteil." Die Stimme schnappte ihm über. Sein Gesicht verzog sich. Die anderen gröhlten auf. Der Kellner stürzte aus dem Schlafe vom Ofen herbei. Dann wunderten sich alle und beglückwünschten Schneider. Er wehrte ab und hatte einen so qualvoll gläubigen Ausdruck, als ob er sich zu etwas zwinge.

„Mit Verlaub, Herr Ober-Kanzlist", wagte sich Lincke spöttisch vor. „Sie scheinen es selbst noch nicht zu glauben".

Auf dem Heimweg sank seine Gestalt mit einem Ruck zusammen. Wie ein Taschenmesser klinkte er ein. Er hielt oft an. Sein Stöhnen war wie ein unerträglicher Schmerz.

Von da ab war sein Benehmen noch seltsamer. Im Amt machte man bereits Witze. Und seiner Frau wurde manchmal bange.

Er betrachtete sie minutenlang, bis sie mit grobem Instinkt den Brand seiner Blicke auf ihrem Körper merkte. Er empfand vor einem alten Bilde: Ihr reiches blondes Haar, leicht in die Stirn gewellt und krausig um die Ohren gewirrt, gab damals ihrem Kopf die angenehme volle Rundheit. Er schleuderte die Photographie zu Boden. Wie häßlich dieser spitzige Kopf war; — brrr — der dürftig glatt angekämmte Haarstrahn . . . Er dachte: Wenn sie sitzt, sieht sie aus wie ein kurzer Kegel mit sehr breiter Basis.

„Du vernachlässigst dich arg", machte er ihr Vorstellungen.

Sie wehrte ab:

„Das ist lang vorbei, in meinen Jahren", sagte sie gedehnt und deckte geschäftig den Tisch.

Er schob den Teller fort. Lang vorbei, dachte er. Es

war wie eine trauererstickte Resignation, wie ein verhaltener Gesang: „Lang vorbei".

Er sann lange nach. Alles, was er fühlte und dachte, war jetzt wie ein Netz, das ihn enger und enger umschnürte. Wie ein langsames Entsetzen, für das es keinen Grund des Verstehens gab.

Plötzlich schüttelte er sich, er richtete sich auf und aß eine kräftige Portion.

Aber er konnte seine Blicke nicht von ihr reißen. Er betrachtete den Leib mit den fetten Hüften, von dem er das Geschenk eines Kindes wollte, mit Widerwillen. Dann erschrak er und zwang den Ekel in Sympathie um. Der Ekel zog sich aus dem Gehirn, aus dem Herzen vor diesem heftigen Willen zurück . . . Und brannte giftig und heimlich in den Adern, im ganzen Körper; stieg in schläfrigen Augenblicken jäh in die Höhe und hatte im Nu die Herrschaft.

Schneider erinnerte sich, daß er früher das Haar seiner Frau so gerne küßte. „Das war vor zwanzig Jahren. Was ist aus mir geworden?", kam es ihm in den Sinn. Die bange Angst umschlich ihn immer häufiger, immer näher. Er suchte eine vergilbte Zeichnung vor und verglich sie mit seinem Spiegelbilde. Sicher: er war älter geworden. Doch nicht das allein war es . . . Etwas ganz neues fühlte er . . . Und er grübelte über dieses Unbekannte, kam sich selbst fremd und unfaßbar vor. Zum erstenmale empfand er dunkel und ganz ferne, daß sein Leben etwas anderes hätte sein können: gleißend, schön und mächtig. Und umso qualvoller fiel ihm der Sohn ein, dem dieses Leben zugedacht war.

Er trat ans Fenster und preßte die Stirn an das Glas, bis es knackte. Seine Seele brannte von der Pein, der flimmernden Hoffnung und dem vagen Gespenst der Vergeblichkeit, das sich hinter seinem Wunsche regte.

Die Frau machte sich gerade zum Ausgehen fertig. Er

rechnete nach, daß sie den Mantel schon sechs Winter trug. „Ich werde sie mit einem neuen überraschen", nahm er sich vor. Dann fand er ihren Hut lächerlich unmodisch. Als ob sein Auge eine neue Fähigkeit im Sehen erhalten hätte. Es schien ihm mit einem Male, als hätte er seiner Frau etwas abzubitten. Er sagte innig und gut:

„Wir haben wie blind nebeneinander gelebt. Aber ich denke, daß es anders wird."

Sie sah ihn mit ehrlichem Schreck in den Augen an. Er wurde auch immer merkwürdiger. Es ist das beste, ihn zu lassen, dachte sie. Er kam ganz knapp an sie heran und nahm den Kopf in seine Hände. Sie sah mit erschrokkener Neugier, wie er seinem Mund ihrem Haar näherte. Mit geschlossenen Augen wähnte er die blonde Fülle von einst duften zu spüren. Da fuhr er vor der ungepflegten Kopfhaut jäh zurück. Entschuldigend und wie gezwungen klebte er einen Kuß auf ihre Wange.

Am Abend sahen sie schweigend aneinander vorbei und wurden rot, wenn ihre Blicke zufällig ineinander tauchten. Oder sie redeten voll gespannter Nervosität von gleichgiltigen Dingen. Sie hatten ein Bedürfnis zu sprechen, mit ihren Stimmen das Schweigen zu zerstoßen, das sie unerbittlich einkerkerte. Er fühlte es wie eine Mauer, die sich hemmungslos und unsichtbar zwischen ihnen baute. Eine lähmende lastende Wirkung, die ihn niemals frei ließ. Je machtloser er seine Kraft erkannte, umso verbissener wehrte er sich. — Er kam jetzt täglich später heim. Es war ihm angenehm, seine Frau schlafend zu finden.

Tags darauf brachte er Mantel und Hut. Sein Gesicht strahlte. Sie fand den Hut zu färbig und den Mantel zu hell.

„Ich bin Dir nicht mehr gut genug. Eine Junge hättest du wohl lieber", warf sie ihm bissig hin.

„Warum trägst Du auch Barchent . . . Leinwand ist doch appetitlicher", versuchte er einen Witz.

Da setzte sie sich hin und weinte. Eine Zeit lang sprach er mit dünnen Tröstungen auf sie ein. Mit einem halben Blick streifte er das Bild des Jungen, dieses unerbittlichen Mahners an der Wand, und widerstandlos krallte es sich ihm um die Kehle. Plötzlich haßte er die Frau. Einen Augenblick glaubte er ihr die Fäuste um die Gurgel schrauben zu müssen. Er taumelte, blaß im Entsetzen vor sich selbst — und sank vor sie hin. Wie ein Sturzbach rang sich alles frei. Er redete, und die Ohnmacht seines Hasses zerschmolz in Qual; die Qual zerlöste sich in Tränen. Er legte den Kopf in ihren Schoß und empfand, wie sie ihm in der Heftigkeit desselben Wunsches und in der Furcht vor derselben Vergeblichkeit entgegenbrannte. So waren sie zum ersten Male seit langem eins.

„Wenn es nun nicht mehr möglich ist?!" Wie diese Worte zögernd, von ihrem Schluchzen zerstückelt, in die Stube klangen, wußte keines von beiden, wer sie gesprochen hatte. Sie weinte immer noch. Ganz leise. Wie eine junge Kinderstimme, die weich und zärtlich aus ihrem Leibe käme.

*

Wenn sich die Kollegen nach dem Befinden seiner Frau erkundigten, lächelte Schneider geheimnisvoll und glücklich. Aber eine krampfhafte Angst malte die Lüge in sein langes mageres Gesicht. Immer häufiger saß er in unbewußtem Brüten.

Der Amtsvorstand überraschte ihn.

„Sie sehen krank aus, mein Lieber. Ich würde an Ihrer Stelle in Pension gehen", legte er ihm nahe.

Schneider riß sich in die Höh'. „Pension? . . ." Sicher hatte er nicht verstanden. Da hörte er es noch einmal; bissig und ärgerlich. In unbekümmerter Brutalität.

„Sie sind eben zu alt!" Wie ein Faustschlag traf ihn das Wort. Es klammerte sich mit eiskalten Fingern um sein Herz. Er wollte reden und bemerkte, daß eine heiße Trok-

kenheit seinen Mund verbrannte. Hastig wandte er den Kopf hin und her, als fühlte er eine Schlinge um seinen Hals schneiden. Er hatte das Bewußtsein, daß er dem Menschen ins Gesicht schrie: „Lügner". — Aber er schüttelte nur einen gurgelnden Ton heraus. Er ballte die Faust und stieß damit in die Luft. Im Augenblick wußte er, daß er eigentlich nach dem Vorgesetzten gezielt hatte. Er kam sich wie in einem grenzenlosen Sturm vor. Ein Wirbel blauer Kreise riß ihn in feuergelbe Flächen mit . . . Schwer, so schwer, und so sanft.

Als er zu sich kam, sagte jemand: „Man darf ihn nicht heimschaffen. — Seiner Frau wegen. Man darf sie jetzt nicht erschrecken".

Schneider richtete sich auf. Um ihn waren Menschen. Stimmen schlugen gegeneinander. Man kleidete ihn an. Er wollte zum Schreibtisch, doch er mußte sich im Vorzimmer auf den Divan legen. Lincke drückte ihm den Hut respektlos ins Gesicht und grinste. „Zu Neujahr gehen Sie sicher um die Ecke", sagte er rücksichtslos; aber es machte keinen Eindruck.

Schneider lag lange, lange. Er dachte an nichts besonderes und ließ sich den Körper von angenehmem Wohlsein wärmen.

Auf dem Heimwege war unversehens ein Kollege da, der seinen Arm nahm. Sie gingen eine Strecke.

Der andere wurde vertraulich, nannte Schneider alten Freund, und riet ihm zu Urlaub.

Schneider geriet in Stimmung:

„Warum sehe ich Dich so selten? . . . Immer gehst Du an meinem Tisch vorüber . . . Und ich bin so allein . . ." Er nickte bedeutsam vor sich hin: „Ja, so — allein". Und als enthüllte er ein Geheimnis, drückte er sich an ihn. Leise und eindringlich: „Es ist schrecklich . . . im Amt . . . schrecklich . . . so allein". — „Allein": er sog sich daran fest.

Der andere versicherte, daß Schneider ihm leid tue.

„Warum?“ dachte Schneider. Aber der Gedanke schmolz sofort vor dem Gefühle der Geborgenheit neben diesem Menschen.

Sie sprachen von der Familie.

„Deine Frau ist doch in einigen Monaten soweit . . . Nicht wahr? Hast Du Dich schon gekümmert?“

„Frau . . . kümmern . . .“, hörte Schneider und schüttelte mechanisch den Kopf. Dann mit einem Male leuchtete es in ihm auf. Er hielt an und wollte alles sagen. Zu dem da konnte man sprechen. Und schon hatte er innerlich geformt: „es ist ja noch . . . noch nichts vorgefallen — — mit meiner Frau . . . noch nie seit — Alfred! Aber jetzt —“.

Welche Energie es ihm kostete, überhaupt zu sprechen! Er würgte noch.

Der andere sagte:

„Da komm gleich mit mir. Ich kann Dir jemand empfehlen. Die Frau hilft der meinen schon zum drittenmale.“

Schneider hörte nicht mehr darauf. Er faßte nur fester den Arm des Begleiters. Wirklich war er ein wenig matt. Eine tiefe Gleichgültigkeit machte ihn schwer und wortkarg.

Vor einer kleinen rundlichen Frau mit rot glänzendem freundlichem Gesicht kam ihm das Bewußtsein. Er mußte seinen Namen nennen und der Begleiter erzählte, daß die Frau seines Freundes ein Kind erwarte. Darauf stellte die rundliche Madame ihren Besuch in Aussicht. „Morgen nachmittags. Bitten Sie Ihre Frau, daheim zu sein“.

Schneider ging, während der Freund noch verhandelte. Er setzte mechanisch Fuß vor Fuß. Plötzlich bemerkte er, daß er einen Stock trug. An einer Straßenecke blieb er stehen und dachte lange darüber nach. Schließlich erinnerte er sich, daß ein Amtskollege ihm den Stock geliehen hatte. Man traute ihm nicht mehr, daß er allein gehen könne. So eine Beleidigung. „Gemeinheit!“ sagte er ganz laut.

Doch er wird es ihnen zeigen. Er brauchte keinen Stock. Er ging noch wie ein Soldat. Er schleuderte den Stock so kräftig von sich, daß er taumelte und sich an einem Laternenpfahl festhalten mußte.

Der Abend sank tiefer in die Straßen. Schneider fröstelte. Da war ein Laden. Man konnte einen Schnaps trinken. Wie das wärmte. — „Noch einen!" Es waren auch Leute da, mit denen man sprechen konnte. „Noch einen!" — So lustig war es. Mit einem Male fiel ihm seine Frau ein. Er wurde schweigsam und starrte vor sich hin. Seine Augen fieberten. Morgen Nachmittag wird die runde freundliche Frau kommen. Und Agnes wird rot werden, Agnes wird immer rot, wenn von solchen Dingen die Rede ist, und wird nicht begreifen, wie ihr Mann die Frau herbemühen konnte. „Aber er ist so nervös und eigen . . . Besonders in letzter Zeit . . ." Dann wird sie eingestehen, daß alles nicht wahr sei. Und sie wird noch röter werden. Daß sie zwar ein Kind möchten, ach so gerne möchten. Sie wird sagen: „Ich fühle mich nicht zu alt . . . Ich bitte Sie . . . fünfunddreißig Jahre! Und Alfred ist kaum elf Jahre tot . . . Aber der Mann — —".

„Aber der Mann — —", las er das nicht in jedem ihrer Blicke? Ein neues Einsehen leuchtete mit klarer Flamme in ihm auf. War das nicht die Mauer, die sich immer höher baute . . . unsichtbar, lautlos? „Noch einen!" Er sah wild um sich. „Wenn es auf mich ankommt!" schrie er einen Menschen in schmutziger Bluse an, der neben ihm saß. Der Mann hob schwer den klotzigen Kopf und feixte das dünne fadenscheinige Männchen an. Dann hob er die fleischige rote Hand wie eine Keule. Er schlug nicht zu. „Du tust mir leid", meinte er gutmütig und trank zur Revanche den Schnaps des Nebenmannes.

Schneider merkte es nicht. Ihm war ein Gedanke gekommen — so grenzenlos kühn, daß sein Blut sich daran

entzündete. Seine Nerven vibrierten. Er verließ das Lokal. Der aus Nebel gemischte Dunst und Qualm verschlug ihm den Atem. Er hustete auf, fühlte sich stark und wie jung. Die heftig lärmende Straße brüllte an einer Kreuzung geräuschvoller auf und verstärkte seinen Mut. Er wuchs maßlos und die Kühle der dämmerigen Nacht machte ihn besonnen und wägsam. In seinen Augen glänzte unbeugsam und froh ein Entschluß. Ihr Licht kam nicht von den zufälligen Flecken, die hie und da eine Laterne über sein Gesicht legte.

In der Straße, in der Schneider wohnte, betrat er ein Delikatessengeschäft. Er staunte über die Rücksichtslosigkeit, mit der er einige Köchinnen und Mädchen zurück schob. Der Mund wässerte ihm von den bunten Köstlichkeiten. Er fürchtete, man möchte es merken, daß er solche Geschäfte nur äußerst selten betrat. Betrachteten ihn nicht aller Augen neugierig und verwundert? Sofort wußte er, was er verlangen sollte. „Hummer", sagte er mit möglichst nachlässiger Stimme. Er sah sich triumphierend um. Fing er nicht aller Blicke ein? Brach nicht der gelbe Neid aus aller Augen? — Ausgerechnet Hummer ... Es ist der Gipfel! — dachte er. Obwohl er alle die gebratenen und gesottenen Dinge, deren Schmackhaftigkeit er unsagbar köstlich mit allen Nerven fühlte, nicht einmal mit Namen zu benennen wußte, verriet er sich nicht. Mit vertraulichem Lächeln deutete er auf die verschiedenfarbigen Dosen und Gerichte: „Davon auch, Fräulein. — Natürlich, vergessen Sie doch das nicht!" Als er von seiner Banknote nur einige Nickel herausbekam, wunderte er sich nicht im geringsten. So selbstverständlich war ihm der hohe Preis dieser Eßwaren. Er drückte sie eng an sich und trug sie heim wie einen Schatz.

Das finstere Zimmer schien auf und ab zu gehen von den röchelnden Atemzügen der Frau. Schneider machte Licht.

Die Hände zitterten in freudiger Spannung. Was sie für Augen machen wird!

Als er den Tisch gedeckt hatte, fiel ihm ein, daß auf dem Schranke ein hellgrüner Lampenschirm lag. Er stellte ihn über die Lampe und weckte seine Frau mit lauten Küssen. Sie blinzelte erschrocken in die grünliche Dämmerung, die um den festlichen Tisch floß. Er ließ sie auch nicht zu Worte kommen. In einem fort küßte er sie auf Augen, Mund und Haar und reichte ihr dabei die einzelnen Kleidungsstücke. Sie trat an den Tisch und schlug die Hände zusammen. „Solche Ausgaben"; sie blickte scheu nach dem Manne. „Du bist ja", sie erschrak heftig. Fast hätte sie es herausgesagt. „Verrückt", ergänzte Schneider lachend und schenkte den Wein ein.

Hastig und verworren redete er allerlei Unzusammenhängendes. Von Alfred, der nun bald käme. Seufzend, mit gemachtem Kummer zählte er die angenehmen Sorgen auf, die der Familienzuwachs bringen werde. Er umgab die Frau mit rücksichtsvollen Zärtlichkeiten, als sei sie schon jetzt gesegneten Leibes.

Sie sah wortlos auf alles und nahm sich vor: Morgen gehe ich bestimmt zum Arzt. Es wird nahezu beänstigend. Sie erkannte den Mann kaum wieder. Er trank, redete, gestikulierte, sang; zwang ihr das Glas an den Mund und drohte ihr den Wein in den Hals zu gießen. Allmählich ergriff sie die Neugier. Wie warm der rote Wein in ihren Körper strömte. Sie richtete sich auf; fast geschmeidig. Sie hatte auch noch nie so viel getrunken. Sie wartete erst nicht ab und versuchte die Speisen. Unwillkürlich gebrauchte sie Messer und Gabel in konventioneller Art. Doch beim Hummer angelangt, begann sie mit den Fingern zu essen. Sie trank und wurde immer lustiger. Sie erwiderte sogar seine Küsse. Er brach eine neue Flasche auf und zwang sie, ohne Glas zu trinken. Sie lachten fortwährend mit schmatzenden

Lippen und grundlos. Der Tisch, die Gegenstände und sie selbst schaukelten in erregter lustiger Leichtigkeit in der warmen grünen Luft des Zimmers; die Frau vor Trunkenheit. Sie sanken einander in die Arme.

Er erinnerte sich unvermutet und raffte sich auf. Er wollte sie zu Bette tragen. Sie sträubte sich mit matten Bewegungen. Doch er bekam sie hoch, riß sie vom Stuhle und schleppte sie einige Schritte. Er stolperte, stürzte, schlug schräg über sie hin. Mit Mühe erhob er sich. Sein Schenkel brannte wie eine Flamme und an der Schläfe glühte ein heißer Fleck von dem Stoß. Eine Weile betrachtete er unsicher wie durch einen grauen Vorhang ihren Körper, der liegen blieb und schon langsam begann, mit rhythmischen Sägelauten den Raum zu füllen. Er merkte, daß er Kopfschmerz bekam. Einen eigentümlichen Kopfschmerz. Von dem heißen Fleck an der Schläfe ging es aus wie eine feine unerbittliche Nadel durch alle Windungen der rechten Gehirnhälfte. Er hatte das dringendste Bedürfnis den Kopf in kaltes Wasser zu tauchen. Wie der Strahl über sein Gesicht prallte, fuhr er zurück. So sehr fieberte seine Haut. Darauf war es ein wohliges Vergessen, um sich das eisige Wasser zu spüren. Als seien alle Gedanken und aller Schmerz gefroren. Schon beim Abtrocknen fühlte er sich wieder elend und leer. Eine farblose Oede schwang in ihm, deren spärliche unfrohe Gedanken ihn voll Unruhe ins Zimmer zurück trieben.

Die Lampe flackte und schoß schwarz-grüne Streifen über den Tisch. Die Eßreste, die schmutzig und in wirrer Wüstheit herumlagen, sahen aus wie weggeworfener Unrat. Die unreinen Teller, die zerstörte Tafel, die umgefallene Flasche, aus der ein dunkler Strom von dem überschwemmten Tischtuch auf den Boden floß — — alles ekelte ihn an. Lange, lange, in einer Bewegung, die immer unsicherer, heftiger, ratloser aus seinen Augen flackerte, sah er auf die daliegende

Frau. Nie hatte er die ungeschlachte Plumpheit ihres Körpers, die häßlichen Linien eindringlicher wahrgenommen. Der umfangreiche Klumpen auf der Erde schrie es ihm mit einem Male ins Gesicht, so überzeugend, so zweifellos, daß alles vergeblich sei: sein Wunsch und die Hoffnung seines Lebens. Vor dieser Eindringlichkeit gab es keine Rettung. Man konnte sich nicht die Ohren zuhalten. Innerlich schrie es, in seiner Seele. Er fuhr zurück. Es rann vor seinen Augen wie flüssige Farbe . . . oder ein Gespenst. Er beugte den Kopf weit vor. Seine Blicke stielten sich durch die beglänzten Brillengläser wie zwei dünne Schlangen. Wieder war es da, was ihn schon einmal mit Entsetzen vor sich selbst zurücktaumeln ließ.

„Wer ist schuld —?" schrie er so laut, daß der Hall seiner Stimme von der nächtlichen Lautlosigkeit wie ein Schlag zurücklachte. — „Wer ist schuld? — Gib Antwort — Du!" Dasselbe Entsetzen stieg mit einer unsinnigen Angst in die Höhe. Er mußte etwas tun, sich leben fühlen, den grauen Haufen, die aus allen Ecken bedenklich herandrohten, zeigen, daß er da sei. „Du — — Du —!" schrie er in sinnloser Wut und stieß mit dem Fuß nach der Schlafenden. Sie wand sich, sich zudeckend, herum, greinte mit verschlafener Stimme. Sie versuchte die verklebten Lider zu öffnen und hob die Hand zur Abwehr. Er ballte die Faust vor. Sie widersprach also. Wer war Ursache seiner Verzweiflung, hatte ihn um die letzte Hoffnung betrogen, den einzigen Ehrgeiz und den kargen Stolz, der seinem Alter blieb, vernichtet? Wer denn . . . . wer? Er mußte die Stimme betäuben, die innen schrie und ihn wie ein reißender Strom überwältigte. „Du — Du — Du — —!!" brüllte er. Mit beiden Füßen sprang er auf sie. Er hätte sie hineinstoßen mögen bis in die innersten Eingeweide. Sinnlos trampelte er . . . Sie schrie einige Male: gell, knapp und hoch. Ihre Schreie waren, als gingen Blitze durch das Haus. Ihm schien, er

würde von jähen Schwertstreichen zerspalten. Er hielt inne. Die Hände krampften sich vor, wie zur Abwehr. So stand er einige Minuten. Dann fühlte er eine namenlose Müdigkeit, die sich schwer von der Brust löste und bleiern in die Schenkel sank. Er warf sich auf einen Stuhl. Sein Kopf fiel vornüber. Vor den verstörten Augen rauschte ein lichtes Gewirre. Er unterschied nichts, bis er sich mit einem Male aufrichtete und zu denken versuchte.

Die Lampe war nah am Verlöschen. Ruckweise stichelte die blaß-rote Zunge in die Höhe und wandte sich mit einem Ruck zurück. So war die Stube sekundenlang dürftig durchgrellt und sekundenlang voll einer schwarzen Dunkelheit, die ihn gegen die Wand schob, ihn zerdrücken wollte. Ein finsterer Haufe lag da, zuckte und wimmerte; wurde mit einem schwachen Hauch still und streckte sich lautlos . . .

Der Kopf Schneiders kreiste langsam herum. Der Unterkiefer sank herab, die Augen quollen von einer maßlosen Pein über. Nach mehreren Ansätzen brachte er sich empor.

Von drunten stießen gedämpfte Laute herauf. Er hörte sie nicht. Mühselig kam er zum Fenster. Er riß es auf. Ah! Ein Bach nasser kühler Nachtluft stürzte herein und verlöschte die Lampe. Schneider sog die frische Klarheit in sich, mit sinnlosem Behagen. Er empfand nur: atmen! — atmen . . .

Zwei Sonette / von Victor Bitterlich

Die Zeit

Ein leiser Klagelaut vibriert im Raum
Wie angsterfrornes Schluchzen: horch! Erschrocken
Zerstiebt der Sterne Schnee in bleichen Flocken,
Und jede Blume lauscht und weint im Traum.

Ein Ewiges schauert hin mit dunklem Saum.
Da hört der Staub sein Herz erpochen. Trocken
Zählt ihm die Zeit den Takt mit toten Glocken.
Dumpf rauscht das Blut und Blätter wehn vom Baum.

Sekunden tropft dies arme Sein wie Tränen!
Qual, geil nach Tod! Du Metze des Verächters!
Kainsmal des Seins! O hohngebrochnes Stöhnen!
Du Echo eines ewigen Gelächters!
Seel' alles Leibs! Fahr hin, verfluchte Zeit,
Daß Staub zerfalle! Nichts in Ewigkeit!

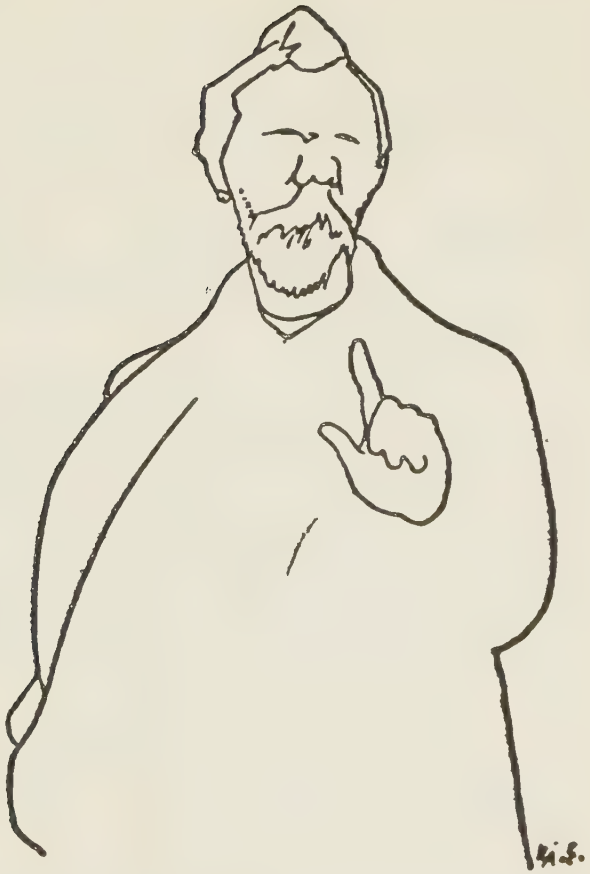
Liebeslied

Durch Tag' und Nächte jagt mich diese Gier,
Mit meinen Wolken rausch ich ziehend, fliehend,
Und meiner Brust wie Tropfen Blut entblühend
Drei späte Rosen duften auf zu dir.

Von meinen Bäumen wein ich Purpur glühend,
Wie Laub und Trauben goldet es in mir,
Den Himmel überbraust mein Blut nach dir
Und meine Sonnen kreisen fiebersprühend.

Weib Tod! Weib Tod! Zerrissne Räume bäumen
In dich mein Sein vor weißer Pein des Lichts!
O wie mich still dein Träumen will durchsäumen,
Du dunkle Höhle! Wollusttiefes Nichts!
Nimm allen Staub dahin! Dein Bett ist Schnee!
O Frost, umfried uns, brennend Weh, vergeh!

(gez. von Max v. Esterle)



Alma Mater
Oeniponiana VIII

Prof. Joh. Loos

Romane der Lebensmitte

Nel mezzo del cammin di nostra vita
Mi ritrovai per una selva oscura
Che la diritta via era smarita . . .

Dante.

Es ist die Zeit des Lebens, da wir alle in unsere Hölle hinabtauchen. Die Zeit, da wir den schlichten Weg der Gefolgschaft unserer Kinder- und Jugendjahre verloren haben, im Gestrüpp des Lebenswaldes verirrt, von den wilden Tieren der Lüste und Begierden gejagt, in die Düsternis der Höllenkreise uns hinabsenken, und glücklich der, dem es gegönnt ist, „zum Wiedersehn der Sterne" emporzusteigen!

Dieses ewige Problem, dessen Lösung jeder echte Dichter auf's neue versuchen muß, hat in zwei deutschen Roman-Erscheinungen des letzten Jahres Gestaltung gefunden: in Gerhart Hauptmanns „Atlantis" und im „Mann von vierzig Jahren" von Jakob Wassermann.

Es soll hier selbstverständlich keine Gegenüberstellung dieser im inneren wie im äußeren Stil gänzlich verschiedenartigen Werke versucht werden. Die Ehrfurcht vor zwei bedeutenden Gestaltern erfordert es, daß jedes dieser Bücher in seinen Entstehungsbedingungen erforscht und zum Gesamtwerk seines Schöpfers in Beziehung gebracht werde. Denn gerade die Tiefe und Reichhaltigkeit solcher Beziehungen innerhalb eines einzigen „oeuvres", die Notwendigkeit, mit der sich jede einzelne Arbeit dem dichterischen Organismus einfügt, sind für die Größe und Bedeutung eines künstlerischen Schaffens maßgebend, wie ihre richtige Erkenntnis und Wertung die vornehmste Aufgabe, das wesentlichste Verdienst der Kritik bilden.

In den folgenden Zeilen sei die Würdigung der beiden Romane von diesem Gesichtspunkte aus in bescheidenem Maße versucht.

I.

In „Atlantis" zwingt Gerhart Hauptmann das Problem der inneren Wandlung zur Zeit des Lebensmittags in unverhüllter Form, nachdem er es vorher in die farbigen Gewande des Märchens und der Sage gekleidet hat.

Friedrich von Kammacher, der Held des neuen Romanes, ist ein Blutsbruder des Glockengießers Heinrich wie des „miselsüchtigen" Grafen von der Aue, und Markgraf Ulrich von Saluzzo, der seine Umwandlung vom unverantwortlichen, aus aller Gemeinschaft losgelösten Einzelwesen zum Haus- und Familienvater wie eine schwere Krankheit durchlebt und sich in Wäldern und Höhlen vergräbt, darf ihn zumindest als Angehörigen des gleichen Geheimbundes grüßen.

Wir lernen Friedrich in einem Augenblick kennen, da er (wie Dante am Beginn seines Gedichtes) den Boden der Realität unter sich völlig verloren hat. Seine Ehe ist durch die geistige Erkrankung seiner Frau in schmerzvoll-erlösender Weise aufgehoben, seine wissenschaftliche Laufbahn (er war Bakterioloqe) durch ein verhängnisvolles Mißgeschick vorzeitig abgeschnitten. Den Entwurzelten umklammern die parasitischen Schlinggewächse des Abenteuers, in Gestalt der Tänzerin Ingigerd Halström, eines „elbischen Wesens" mit derben Dirneninstinkten (das ebenfalls eine Stiefschwester des Rautendelein ist, wie der kleinen Gersuind, die des alternden Weltherrschers Karl letzte Brunst erweckt). Als sie einen Engagementsantrag nach New-York annimmt, schifft er sich — um ihr, die seine Seele verwirft und die seine Sinne verlangen, nahe zu bleiben — auf dem gleichen Dampfer ein und gerät in die furchtbare Schiffskatastrophe des „Roland", aus der er sie errettet. Aber gerade in der Gemeinsamkeit dieses grauenvollen Abenteuers gelangt er zum Bewußtsein der tiefen Kluft, die ihn von ihr trennt, versucht, von ihr losgelöst, sich im neuen Lande zu verankern und findet nach vielfachem Mißlingen, aus der Umnachtung langer Krankheit erwachend, in einer neuen, gesicherten Liebe Frieden und Kraft zu frischem Lebensbeginn.

Wie nun das Gerippe dieser einfachen Handlung vom blühenden Fleische warmen Lebens überkleidet wird, wie die Katastrophe in Friedrichs Seele im Schiffbruch des „Roland" nach außen projiziert erscheint und dennoch niemals zum körperlosen Symbol verschattet, sondern in ungeheuerster Realität sich vor uns vollzieht — indes der transzendente Nebensinn in das Traumgesicht der ver-

sunkenen Stadt Atlantis gebannt wird — dies erbringt für Hauptmanns reife Künstlerschaft das unvergänglichste Zeugnis.

Daß der zweite Teil des Romans nach der elementaren Wucht dieser Darstellung verblaßt und nüchtern wirkt, muß zugegeben werden. Es scheint, als ob die Reaktion nach übermenschlicher Kraftanstrengung sich vom Helden auf den Dichter übertrüge. Gerade was den ersten Teil groß macht, das unverrückbare Bewußtsein innerer Notwendigkeiten, scheint hier aufgegeben; die Handlung löst sich in eine Aneinanderreihung beiläufiger Geschehnisse auf; im Gegensatz zum ersten Teil bestimmen hier äußere Zufälle das innere Geschick. Es werden zuviel bewährte Romanrequisiten ins Treffen geführt; und auf sichere Wirkungen, wie das bei deutschen Autoren so sehr beliebte Nervenfieber und die als Pflegerin auftauchende, kluge, gütige, lebenstüchtige Gefährtin, sollte ein Dichter vom Range Hauptmanns billig Verzicht leisten. Es mag aber sein, daß seelische Genesungsprozesse sich in Tiefen vollziehen, die dem grellen Tageslicht verborgen bleiben müssen, daß sie nicht durch das Mittel realistischer Erzählung, sondern einzig in der mystischen Form des Gleichnisses überzeugend wirken können. Ein solches Gleichnis erlesenster Art ist es, wenn Friedrich von Kammacher über jener Stelle des Meeresgrundes, wo die Toten des „Roland" ruhen, seine Hochzeitsnacht mit Eva Brown feiert, wenn er als Ringender, mit frischer Kraft zu neuer Lebensgestaltung begabt, gerührt die Heimaterde wieder grüßt, wo seine Eltern, die ihn mit der Vergangenheit, seine Kinder, die ihn mit der Zukunft verbinden, auf den Geretteten warten. Hier klingen einem die schönen Verse aus dem „armen Heinrich" wieder:

„. . . . und ist ein Taucher dort hinabgetaucht
und heil zurückgekehrt zur Oberfläche,
so ist sein Lachen — wenn er wieder lacht —
Lasten von Golde wert."

II.

Jakob Wassermann bildet heute mit den (wesensverschiedenen, aber ranggleichen) Brüdern Mann ein Triumvirat von Herrschenden in der deutschen Erzählungskunst. Seine

Werke, in der Reihenfolge ihrer Entstehung betrachtet, geben Zeugnis für eine seltene künstlerische Selbstzucht, die diesen Dichter aus berauschend temperamentvollen, aber wirren Anfängen auf jene steile Höhe geführt hat, wo man ihn heute mit dem Ehrenwort grüßen mag, das Baudelaire einst Theophile Gautier entgegenrief: „Au poète implacable".

Wer sich in die Biologie des Wassermann'schen Gesamtwerkes vertieft, wird die Keimzellen erkennen, deren Vereinigung diesen lebendigen und einzigartigen Organismus geschaffen hat; sie heißen — sonderbar genug — die jüdische Mystik und die Erzählungskunst der englischen Moralisten (insbesondere Richardsons).

Diese beiden Strömungen fließen lange Zeit unvermischt nebeneinander in Wassermann's frühen Romanen. Nachdem er im Vorspiel zu den Juden von Zirndorf seinen ersten großen Wurf getan hatte — jener Novelle, die das Schicksal des jüdischen Messias Sabatai Zewy zu fast evangelischer Größe erhebt —, erscheinen seine nächsten Arbeiten charakterisiert durch viele nahezu kolportagemäßige Züge, die den englischen Vorbildern entstammen, wie durch Zugeständnisse an Strömungen des Tages, welche beiden Elemente die künstlerische Reinheit dieser Werke stark beeinträchtigen, aber gleichzeitig dazu beitrugen, daß des Dichters Auditorium sich rasch um ein Bedeutendes vermehrte („Die Geschichte der jungen Renate Fuchs", „Der Moloch").

Höher steht die entzückende Novelle „Der niegeküßte Mund", jene erste, anmutsvolle Probe der Wassermann'schen Kunst der Beseelung einer Anekdote, die fast ein Jahrzehnt später im „Goldenen Spiegel" ihre höchste Vollendung erreichte. Es folgt die an Flauberts „Salammbô" gemahnende Historie „Alexander in Babylon", durch die orientalische Glut ihrer Visionen mit den „Juden von Zirndorf" verknüpft.

Das nächste Buch aber, das Novellen-Tryptichon „Die Schwestern", ist das erste Werk, das die beiden disperaten Elemente seines Stiles, das mystische und das abenteuerliche, zu einer bedeutenden Einheit verschmilzt. Und in noch hervorragenderem Maße gilt das von dem Roman „Kaspar Hauser". Eine einmalige, wurzellose und rätselhafte Existenz wird hier vom rohen Hintergrund der Anekdote los-

gelöst und zu einem Menschheits-Symbol im Sinne Rousseau's (nur ohne jede didaktische Schwerfälligkeit) gestaltet. Und es mag für die Wandlung in Wassermann's Künstlerschaft symptomatisch sein, daß gerade auf dieses Buch voll strotzenden Lebens, voller Gestalten, die mit niederländischer Treue in ihren kleinen Zufälligkeiten und grotesken Schwächen konterfeit sind, der große Zeitroman „Die Masken Erwin Reiner's" folgt. Er gleicht einer Spiegelgalerie, in der jede Gestalt endlos vervielfältigt erscheint, keine steht für sich selbst. Hinter Erwin Reiner, diesem Prachtexemplar des „Literaten" (in Wassermann'scher Definition: der höchsten Blüte einer gänzlich veräußerlichten Kultur) tauchen die Figuren Stephan Gudstikkers („Renate Fuchs") des Sophisten Arrhideus („Alexander") des Lord Stenhope („Kaspar Hauser") auf; in ähnlicher Weise ist Virginia zur „Jungfrau", zur unbefleckbaren Weiblichkeit schlechthin, sind auch die anderen Gestalten zu Typen stilisiert. Wer dieses Buch aber in naiver Weise, ohne Kenntnis des Wassermann'schen Werkes (der Essays insbesondere) liest, findet darin die vollendetste Form des moralisierenden Romans englischer Herkunft, in dem die Tugend dem Triumph, das Laster dem Untergang entgegengeführt wird (und als dessen letzter Ausläufer auch Wilde's „Dorian Grey" zu gelten hat). Dann — ein Jahr später — erschien „Der goldene Spiegel", Erzählungen in einem Rahmen, jenes Buch, das bisher als Wassermanns bedeutendstes Werk gelten darf.

Ich habe nun den Eindruck, als sei auch „Der Mann von vierzig Jahren" für diese Novellensammlung bestimmt gewesen (ähnlich wie die „Wahlverwandtschaften" ursprünglich den „Erzählungen der deutschen Ausgewanderten" hätten eingereiht werden sollen) und als hätte auch dieser Roman an Bedeutung wie an Umfang den Rahmen des Sammelwerkes gesprengt. — Es schien mir notwendig, der Besprechung dieses Buches eine kurze Uebersicht von seines Autors bisherigem Schaffen voranzustellen, die stilistischen Vorbedingungen aufzuzeigen, aus denen dieses kleine Meisterwerk entstand, so wie es vieler Generationen verschiedenartiger, doch rasseverwandter Wesen bedarf, um schließlich e i n bedeutendes Individuum hervorzubringen.

Denn in Sylvester von Erfft, der um die Mitte des vori-

gen Jahrhunderts als Gutsherr im unterfränkischen Kreise lebte, fließt das Blut der Mystiker wie der Abenteurer des Wassermann'schen Gestaltenkreises. Und dieses Blut empört sich um die gefährliche Wende des vierzigsten Jahres gegen das vegetative Dasein im engen, durch Familienbande und Konventionen beschränkten Lebenskreise, jagt ihn fort von Weib und Kind in dunkle und gefährliche Abenteuer, wallt auf in der Leidenschaft für eine begnadete Sängerin, stockt wieder in düsterer Gewißheit des schicksalgewollten Verzichts, erbrandet in der gewaltigen Sturmflut des großen deutschen Krieges, der ihm ein letztes, wildes Emporschäumen und sänftigenden Aderlaß zugleich bedeutet. Wir werden aus der charaktervollen Mannigfaltigkeit seltsamer Geschehnisse entlassen mit dem bedeutenden Hinweis auf eine wiedervereinigte Familie und dem wehmütigen Trost, daß aus dem Mann von vierzig Jahren schließlich — einer von fünfzig werde. —

Dieses Buch, dessen Inhalt hier in flüchtigem Kontur festgehalten wurde, birgt eine Fülle unvergeßlicher Bilder. Wir werden an Rembrandt gemahnt in der nächtlichen Szene, da Sylvester die schöne Jüdin Rahel am vergitterten Fenster ihres Vaterhauses erblickt, und in jener anderen, die den sterbenden Bischof in Gabrielens Konzert tragen läßt, damit er von den weichen Klängen der geliebten Stimme in den letzten Schlaf gewiegt werde. — Auch hier quillt aus dem Dunkel jenes geheimnisvolle Licht unerforschten Ursprungs, auch hier walten künstlerische Gesetze originaler Kraft, die, von einer minder großen Persönlichkeit befolgt, leicht zur Manier herabsänken.

*

Ich habe zu Eingang dieser Besprechung versichert, es läge mir fern, eine Gegenüberstellung zweier im innern wie im äußern Stile so verschiedenartiger Werke zu versuchen. Und doch werde ich jetzt an ein Gleichnis gemahnt, das mir die Kunstgeschichte bietet. In früh-christlichen Wandmalereien finden wir häufig nebeneinander Darstellungen von Szenen aus dem alten und dem neuen Testament, die einen analogen Gedanken veranschaulichen sollen. (Die Forscher haben dafür den Namen „typologische Beziehungen"

gefunden). So wurde das Auferstehungsprinzip, in dem einem Wallfischbauche entsteigenden Propheten Jonas verkörperlicht, neben die Himmelfahrt Christi gemalt und damit wohl auch auf den gleichnishaften Charakter beider Legenden hingewiesen. So taucht vor meinem Blick jetzt die Gestalt des jüdischen Gottsuchers Sabatai Zewy auf neben dem „Narren in Christo" Emanuel Quint, und es scheint mir, als trügen auch Friedrich von Kammacher und Sylvester von Erfft die Züge ihrer Schöpfer, rassefremd und doch wesensverwandt, wie die Heiligengestalten aus dem alten und dem neuen Testament.

Martina Wied.

Druckfehler-Berichtigung. In dem Gedichte „Fernweh" von Martina Wied auf Seite 617 des vorhergehenden Heftes muß es Zeile 2 v. o. „Kette" statt „Kelle" heißen.

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

Fritz Lampl 21 Jahre alt, nicht akademisch gebildet, sucht bei bescheidenen Gehaltsansprüchen Stellung in einer Redaktion, Bibliothek, in einem Verlag oder dergl., sei es im In- oder Ausland. Zuschriften an die Redaktion des „Brenner", Innsbruck-Mühlau 102.

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT UND ZUFLUCHT
Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN
Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN